Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 47 (1991)
Heft: 4

Artikel: Bald nur noch "Kauderdeutsch"?
Autor: Lang, Gustav A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421600

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Proffi» an (gegen «Prohfi»). Bei Alibi und Fazit andrerseits, wo der Deutsche anfangsbetont, betont der Schweizer auf dem «i». ... Des Fernsehzuschauers liebstes Kind, die so gängige Serie, schafft geradezu Verständigungsprobleme. Als «S-ee-r-i-e» ist sie «auf gut deutsch» jedem geläufig; das schweizerische «Seriiih» verfremdet, «maskiert» so stark, daß der deutsche Durchschnittshörer sein Fernsehlieblingswort nicht erkennt. (Etliche dieser sogenannten «schweizerischen» Betonungen dürften an sich unverzeihlichen Wissenslücken der jeweiligen Sprecher zuzuschreiben sein. [Schriftl.])

Der Ton macht die Musik – und hier kommen die Schweizer Alltagstöne herein, die Intonierung, die die Mundart vorgibt, die eben in der Schweiz mehr als Mundart, nämlich die gesprochene Sprache ist.

Packt man die gesprochene Schriftsprache der Schweiz am Zipfel ihres Alltags, sieht man mancherlei. Diese Eindrücke lassen sich strukturieren: etwas mehr Fremdwörter, ein anderes Politvokabular, mitunter fallen im Bereich der Wortwahl andere Gewohnheiten und Vorlieben auf; hie und da wird «Veraltetes» bewahrt, und dennoch werden saloppe Töne nicht gescheut. Hinzu kommt die eigenwillige Akzentuierung.

Alles in allem: Die gesprochene Schriftsprache der Schweiz spricht in eigener Tonart mit durchaus eigener Note. Sehr frei nach Goethe: Schweiz, du sagst es anders. Doch leider (fast) nur zwischen 19.30 und 19.55 Uhr ...

Bald nur noch «Kauderdeutsch»?

Gedanken eines Deutschschweizer Journalisten beim Lesen deutschschweizerischer Zeitungen

Von Dr. Gustav A. Lang

«Ohne Sprache hätten wir keine Vernunft, ohne Vernunft keine Religion, und ohne diese drei wesentlichen Bestandteile unserer Natur weder Geist noch Band der Gesellschaft.»
Johann Georg Hamann (1730-1788)

Man kann nach wie vor auf keinen Fall behaupten, die Sprache sei etwas, womit wir uns nicht fast ebenso intensiv beschäftigten wie mit Essen und Trinken. Sie gehört zum Menschsein, und für die (eigene) Sprache sind wir bereit, ebenso auf die Barrikaden zu steigen wie für materielle Güter. Man braucht sich nicht ungezählter, vor allem im Sprachlichen wurzelnder Nationalismen zu erinnern, die alle anderen Ismen zu überdauern pflegen, wie die allerjüngste Geschichte recht eindrücklich vor Augen führt.

In unserem Land werden zwar der Sprachen wegen glücklicherweise keine zerstörerischen Kriege geführt; aber der zu revidierende Artikel 116 der Bundesverfassung, über den nun das Parlament zu befinden haben wird, der «Sprachenartikel», hat doch immerhin zu etlichen Auseinandersetzungen Anlaß gegeben.
Auch wo die schweizerischen Sprachgemeinschaften aneinandergrenzen, ist es bei aller innerhelvetischen Toleranz nicht immer leicht, den (Sprach-)Frieden zu wahren, wie es sich im zweisprachigen Kanton Freiburg erst wieder gezeigt hat. Gleichwohl bleibt es ein «läppisches Wort», wie Prof. J.R. von Salis einmal meinte, das vom «Röstigraben».

Mit Artikel 116 ist's nicht getan

Doch mich beschäftigt hier und jetzt nicht die Botschaft des Bundesrats über die Revision des Artikels 116 BV als Ganzes, nicht die schweizerische Sprachenpolitik, nicht das besonders empfindliche Verhältnis Deutsch-Französisch in unserem Land, obwohl es mir durchaus am Herzen liegt. Mich beschäftigt auch nicht die einigermaßen gelehrte Diglossie-Diskussion, die im Vorfeld der Verfassungsrevision in der alemannischen Schweiz darüber geführt worden ist, wie weit wir Deutschschweizer uns der eigentlichen «Muttersprache», unserer Mundarten also, sowie der «Schriftsprache», des Hochdeutschen, zu bedienen hätten, etwa im Radio und Fernsehen.
Es gab und gibt gute Argumente, sprachpsychologische und staatspolitische, fürs Schweizerdeutsche wie fürs Standarddeutsche. Wo wir den Welschschweizern, den Romands, begegnen, wo wir uns gegenseitig verstehen möchten, da sollte uns das «gute Deutsch» keine unbequeme Hürde, sondern (wieder) Selbstverständlichkeit sein. Nicht nur um unserer welschen Miteidgenossen willen; vielmehr um unser selbst willen: Wir wollen uns ja nicht vom deutschen Sprach- und Kulturraum, erst recht in seiner europäischen Dimension, abnabeln und vollends in Provinzialität versinken, die uns, mehr als uns gut tut, ohnehin stets bedroht.

Verlust gepflegter Sprache

Dies jedoch führt mich zum Thema «Kauderdeutsch»: Der Umgang mit der hochdeutschen Form unserer Muttersprache wäre uns eine Selbstverständlichkeit, wenn wir uns nur genügend mit ihr beschäftigten und daher auch mit ihr vertrauter wären. Zwar ist sie – man kann's nicht genug betonen und entgegen den Aussagen einiger prominenter Literaten, unter ihnen wiederum von Salis – keineswegs eine Fremdsprache; aber wir tun uns beim Einüben fast so schwer wie mit einer wirklichen Fremdsprache.

Woran mag das liegen? Gerade an der Nähe zum gesprochenen Idiom, mit dem wir aufwachsen? An der berühmt-berüchtigten Mundartwelle, die vor einem halben Jahrhundert über unser Land geschwappt war und bis heute nachwirkt beziehungsweise in der «Entmenschlichung» postmoderner Globaltechnologie neu zu fluten begann? An einem schlicht verfehlten Deutschunterricht in den Schulen, an zu wenig kompetenten Lehrkräften, die selber nicht sattelfest sind, daher den Weg des geringsten Widerstands gehen und zugunsten genehmer literarischer Inhalte auf solide Grammatik, auf Wort-, Formen- und Stillehre, auf Syntax, Rechtschreibung und dergleichen Mühseligkeiten weitgehend verzichten? Oder ist es der Verlust des leidigen Lateins, das uns einst zu sprachlicher Disziplin erzog, von der die eigene Sprache so unendlich viel profitierte? Manche Fragen harren einer Antwort.

Wo blieb das Sprachgewissen?

Nicht das Sprechen und damit irgendeine Form sprachlicher Verständigung an sich, wohl aber das Sprachbewußtsein, die Sprachkompetenz und damit auch das Sprachgewissen sind uns in den vergangenen Jahrzehnten so ziemlich abhanden gekommen.
Drauflos «geschwatzt», mündlich wie schriftlich, wird zwar mehr denn je. Auch von vielen unserer (renommierten) Schriftsteller, leider. Aber das Geschwätz muß allzuoft die Ohren jener beleidigen, die von einer Sprache erwarten, sie habe ästhetischen Minimalvorschriften zu genügen, und es muß, schwerer wiegend noch, jene Zeitgenossen zutiefst beunruhigen, die in sprachlicher Präzision, um mit dem eingangs zitierten Philosophen Hamann zu sprechen, schlicht das primäre Handwerkzeug jedes Denkens, jeder geistigen Tätigkeit erkennen. In einer Welt, die Differenzierung mehr denn je verlangt, verzichten wir auf jenes sprachliche Mittel, mit dem unser Unterscheidungsvermögen überhaupt artikuliert werden kann!

Verantwortung der Medien

Die elektronischen Medien wie vor allem die geschriebene Presse hätten hier offensichtlich einer eminenten Verantwortung gerecht zu werden. Es müßte ihnen nicht nur ein im klassischen Sinn «humanistisches» Anliegen sein, inhaltliche, sondern ebenso sprachliche Güte zu erbringen. Dazu sind sie jedoch kaum in der Lage.
Ob am Radio und Fernsehen Mundart oder Hochsprache zum Zug kommt, soll sorgsam geprüft werden – wie es einer bewußter gelebten eidgenössischen Sprachenpolitik entspräche; ebensowichtig wäre jedoch, daß es dann gute Mundart oder gute Hochsprache ist. Und für Zeitungen, die

heute weitaus wichtigste, für viele sogar alleinige tägliche Lektüre, sollten Sprachqualität und Sprachpflege ganz oben im Pflichtenheft festgehalten sein.
Sie sind es nicht, denn nach sprachlicher Potenz als elementarer «Maurerkelle» des Publizisten wird selten ernsthaft gefragt, weil sie nur ganz wenigen eigen ist, weil sie kaum jemand noch ins Metier mitbringt, weil jene, die Journalisten einstellen, selber nicht in der Lage sind, nebst anderem (rascher Erlernbarem) auch und vor allem notwendiges Sprachvermögen zu messen.

Im ganzen deutschen Sprachraum

Wer regelmäßig deutsche und österreichische Medien beobachtet, stellt fest, daß sich dort das Sprachgefühl ebenfalls immer mehr verflüchtigt, obwohl vielleicht nicht in derart gravierendem Ausmaß wie in der deutschen Schweiz. Auch in Deutschland und Österreich, beide föderalistisch organisiert wie die Schweiz, kommen regionale Mundarten, kommt aber offenbar auch mangelhafter Schulunterricht einer charaktervollen Sprache in die Quere, die über Luther, Goethe, Hölderlin und immerhin etliche andere Spätergeborene sogar in Bereiche germanistisch-philosophischer Glückseligkeit vorgestoßen ist.
Das Phänomen des (deutschen) Sprachverlusts macht vor den Landesgrenzen nicht halt. So vielfältig die Vorteile bundesstaatlicher Ordnungen sein mögen: Der «Duden», das deutsche Sprachinstitut, kann nicht jener Zuchtmeister sein, der in Frankreich und damit auch in den frankophonen Ländern eine Académie française noch immer ist – was auch sonst über die «Verknöcherung» dieses Instituts gelästert werden mag. Das Übel bleibt also keineswegs auf die alemannische Schweiz beschränkt, und ihm zu Leibe zu rücken wäre Aufgabe nicht nur der des Deutschen einigermaßen mächtigen universitären und gymnasialen Philologen, sondern auch zahlreicher gesellschaftskritischer Soziologen.

Ein Fehlersammelsurium

Da ich mich seit sehr vielen Jahren beruflich im deutschschweizerischen Blätterwald herumbewege, beschäftigt mich doch in erster Linie, was sich sprachlich in unseren eigenen alemannischen Blättern tut. Was schließlich gedruckt in Erscheinung tritt, ist eine halbwegs (von den Korrektoren nur mangelhaft) verbesserte Version jener von Nachrichtenagenturen, Korrespondenten, Redaktoren, Mitarbeitern, weiblichen wie männlichen Schreibern aller Art angelieferten Texte, die sprachlich selten genug über die Sekundarschule hinausreichen, oft sogar im Primarschulniveau steckenbleiben.

Es wimmelt meist von fundamentalen Fehlern: falschen Genitiven und Dativen, die Schönheit der deutschen Sprache mit Füßen tretenden «würde-vollen» oder «imperfekten» Konjunktivformen, gravierenden Verstößen gegen die Zeitenfolge, verfehlten Präpositionen, mit Substantiven verkoppelten Adverbien, mangelhaftem, den natürlichen Sprachfluß zerstörendem Satzaufbau, schwerfälligen «daß»- und «von»-Konstruktionen, heilloser Satzzeichenanarchie, Unkenntnis intransitiver und reflexiver Verben, sprachlichen Denkfehlern aller Art, ins Lächerliche gezogenen Sprachfeminismen (die der notwendigen Gleichberechtigung der Frau nicht weiterhelfen, aber die gewachsene Sprache schädigen) und so weiter. Die Liste ergäbe ein stattliches Sprachtorheiten-Lexikon (das aber eben niemand zur Kenntnis nähme).

Angelsachsen-Deutsch

Etwa proportional zur Mangelhaftigkeit verhält sich – komischerweise proportional umgekehrt zum allmählichen Verlust unserer berechtigten, eigenständigen Helvetismen – die Verwendung salopper neudeutscher und jetzt wohl auch wieder «gesamtdeutscher» Modekonstruktionen sowie überflüssiger Fremdwörter, wobei insbesondere die Anglizismen beziehungsweise Amerikanismen mittlerweise ein Ausmaß erreicht haben, das jeder (deutsch-)sprachlichen Vernunft spottet. Hier rächt sich ganz besonders, daß im deutschsprachigen Raum keine verantwortliche Instanz den Wildwuchs rechtzeitig stutzt, selber sprachentwickelnd tätig ist, sich jedoch gegen die fortschreitende Vergewaltigung unserer Sprache zur Wehr setzt.
Englisch ist unbestrittenermaßen zur Lingua franca unserer Zeit geworden, zur Weltsprache, die ohne Zweifel der universalen Information und Kommunikation wichtige Dienste leistet, aber nicht nur das Bedürfnis schmälert, umgekehrt unsere eigenen Landessprachen zu erlernen, wie die Sprachen-Botschaft des Bundesrats besorgt festhält, sondern darüber hinaus auch die vier helvetischen Muttersprachen beeinträchtigt, vor allem die deutsche.

Keine Sprachpedanterie

Nun sähe ich mich mißverstanden, wenn der Eindruck entstünde, der Verfasser dieser Zeilen sei ein verhinderter pedantischer, engstirniger, sprachchauvinistischer Oberlehrer, der nicht gemerkt habe, daß Sprache etwas Lebendiges, sich deshalb Veränderndes, Neuschöpfendes, auf die «realpolitischen» Wirklichkeiten Reagierendes sei. Natürlich ist sie das, und dem ist meist gut so!

Es geht nicht darum, Neues abzuwürgen. Schön, wenn es die Sprache zu bereichern weiß. Und dieses Neue mag sogar auch aus andern Sprachen stammen, so wie sich die Sprachen gegenseitig befruchten sollen, es auch schon immer getan haben. Aber die eigene Sprache soll darob nicht zum Zwitter werden: «Die Gewalt einer Sprache ist nicht, daß sie das Fremde abweist, sondern daß sie es verschlingt», wie Goethe schrieb.
Entscheidend bleibt, ob das Neue die Sprache wirklich zu bereichern, zu vertiefen vermag, oder ob es nicht vielmehr zur Verlotterung, zur gedanklichen Verarmung und damit letztlich zum Rückfall ins sprachliche Höhlenzeitalter beiträgt. Und wer gegen elementarste Regeln der Sprache verstößt, dem dürfte die Beweisführung schwerfallen, etwas zur Weiterentwicklung dieser Sprache geleistet zu haben.

Kategorischer Imperativ

Ich habe mich pointiert, vielleicht auch provokativ ausgedrückt, denn als Journalist weiß man: Auf andere Weise wird man von den Marktschreiern zeitgenössischer Medienarbeit mit kantigem Ellbogen zur Seite gedrückt. Anlaß meiner wahrlich durchaus uneigennützigen Schelte ist zudem jenes Medium, dem ich mich vor allen anderen eng verbunden fühle: die Zeitung. Sie ist unersetzlich – aber gerade diese Unersetzlichkeit sollte ihr ein kategorischer Sprachimperativ sein.
Ob die Misere nur die deutschsprachigen Zeitungen und insbesondere die deutschschweizerischen Blätter (mit praktisch einer einzigen, löblichen Ausnahme, die die Regel bestätigt) betrifft? Ob sie in dieser Schärfe und Dramatik nur die deutsche Sprache bedrängt? Gelegentlich höre ich Kollegen französicher, italienischer und englischer Sprache beinahe ebenso klagen. Die Fernseh-Sprachdekadenz bedroht offensichtlich auch andere, eben alle.

Sprachen- und Sprachpolitik

In diesem Sinne kann es nicht nur darum gehen, mit der Revision des Paragraphen 116 unseres Grundgesetzes etwas Positives für die Befindlichkeit der zweifelsohne politisch nach wie vor wichtigen Sprachenlandschaft der Eidgenossenschaft zu leisten. Neben der gesamtschweizerischen Sprachenpolitik müssen je vier individuelle Sprachpolitiken stehen, die sich um die Pflege der einzelnen Nationalsprachen unseres Landes kümmern. Einer wesentlich vertiefteren, sorgsameren Pflege als bisher bedarf die (hoch)deutsche Sprache in der deutschen Schweiz auf alle Fälle – wie zu beweisen war.